

# Ausbildung ist Avantgarde

Ein Gespräch mit Udo Bentz

**LS:** Herr Weihbischof Bentz, was war in Ihrer eigenen Seelsorgeausbildung von heute aus betrachtet wichtig – und was hätte es nicht gebraucht?

**Bentz:** Ich erinnere mich an eine skurrile Ausbildungseinheit: ein eintägiges Seminar „Medien“ zur Bedienung von Schmalspurfilmprojektoren – in den 90er Jahren, als in den Schulen Videorecorder längst ein selbstverständliches Medium waren! Zugegeben, ein etwas extremes Beispiel. Es zeigt aber: Ausbildung läuft manchmal Gefahr, mit einer gewissen Behäbigkeit der Beteiligten der pastoralen Realität hinterherzuhinken. Eigentlich aber müsste Ausbildung

„Avantgarde“ sein, im wörtlichen Sinne: auf kommende Situationen achten oder vorausschauen – und sie vorbereiten. Abgesehen von dem genannten „Ausrutscher“ kann ich aber rückblickend sagen: Wir hatten im Großen und Ganzen eine gute und gediegene Ausbildung. Aus heutiger Sicht war es sehr gut, dass es schon damals ein sehr ausgeprägtes Bewusstsein für prozess-

begleitendes Lernen gab. Ein einfaches Beispiel: Die Einheiten zur Gemeindekatechese waren nicht nur inhaltlich, sondern auch terminlich mit dem Verlauf der Kommunionkatechese in den Gemeinden abgestimmt – also: Praxiserfahrung und -reflexion waren eng miteinander verzahnt. Und wir hatten damals schon während unserer gesamten pastoralen Ausbildung begleitende Gruppensupervision.

**LS:** Sie sind nicht nur gelernter Seelsorger, sondern auch gelernter Bankkaufmann. Haben Sie von der fachfremden Ausbildung auch in ihren kirchlichen Aufgaben profitiert?

**Bentz:** Wenn ich auch viele konkrete Inhalte von damals vergessen habe, dann glaube ich doch, dass ich ein Gespür für Verwaltungsvorgänge, ökonomische Grundzusammenhänge, für Organisation und Administration entwickelt habe. Ich bin auch heute der Überzeugung: Die Erfahrung aus einem anderen Berufsmilieu ist bereichernd. Ich war damals in einer Bank in Karlsruhe. Die Direktion legte sehr viel Wert auf – wir würden sagen – „Sekundärtugenden“, im Per-

**Udo Bentz:**

Dr. theol., Weihbischof in Mainz; Regens im Bischöflichen Priesterseminar St. Bonifatius Mainz, Bischofsvikar für die Jugendseelsorge und Ausbildungsleiter für die Pastoralreferent/innen.

**Bernhard Spielberg:**

Dr. theol., Juniorprofessor für Pastoraltheologie an der Universität Freiburg; Mitglied der Schriftleitung der „Lebendigen Seelsorge“.

sonalwesen nennt man das heute „soft skills“. Das hat mir nicht geschadet. Im Gegenteil: davon profitiere ich auch heute noch. Als Seminarist empfand ich dann so manche Diskussion um Hausordnung, Eigenverantwortung, Auftreten und ähnliches dagegen als „weltfremdes Sandkastenspiel“.

**LS:** Sie haben viel Zeit in Priesterseminaren verbracht: als Student, als Regens und als Vorsitzender der Regentenkonferenz. Wie haben sich diese Seminare in den vergangenen Jahrzehnten verändert?

**Bentz:** Vom Internat zu einer WG? Das ist vielleicht karikierend. Es trifft es nicht ganz, aber irgendwie doch: Ich war damals in einem Haus mit neunzig Seminaristen auf relativ engem Raum. Das förderte eine Internatsatmosphäre – mit all den typischen Phänomenen. Heute sind die Kommunitäten sehr klein. Die meisten zählen zwischen zehn und zwanzig Alumnen. Das verändert das Zusammenleben. Dazu braucht es eine andere Art des Gemeinschaftslebens. Die Rollen innerhalb solcher kleinen Gemeinschaften sind für die Seminaristen wie für die Verantwortlichen anders. Natürlich ist eine Seminargemeinschaft auch heute keine übliche Studenten-WG: Es gibt klare pädagogische Konzepte, die Gemeinschaft ist zuerst eine echte geistlich-spirituelle Lebens- und Lerngemeinschaft. Eigenverantwortung und Persönlichkeitsbildung stehen heute noch mehr im Vordergrund als früher. Freiheit hat für die heutigen Studenten einen hohen Stellenwert, ohne unverbindlich zu werden. Ein Seminar ist heute eine Lerngemeinschaft, die zwar deutlich individualisierter geworden ist als zu meiner Zeit, die aber doch bei aller Unterschiedlichkeit als gemeinsame Basis den echten Willen zur Nachfolge Jesu hat.

Die Seminare haben sich natürlich auch dahingehend verändert, dass Kursinhalte andere sind. In einigen Häusern wird bewusst berufsgruppenübergreifend gearbeitet. Man muss aber auch sagen: Die veränderten Studienbedingungen an den Fakultäten haben die Seminare verändert. Die Gestaltungsspielräume für die außerhochschulischen Ausbildungsmodule sind sehr eng. Klar, Fakultäten haben ihre Sachzwänge. Aber nicht immer und überall erleben die Regenten die Verantwortlichen in den Fakultäten als echte Kooperationspartner.

**LS:** Und wie hat sich die Rolle der Regenten und der Ausbilderinnen und Ausbilder gewandelt?

**Bentz:** In einer kleinen Hausgemeinschaft sind Nähe und Distanz anders auszuartieren. Da braucht es eine gute Balance. Das hat seine Probleme, birgt aber auch Chancen. Einer unserer Stipendiaten aus einem Seminar der Weltkirche mit rund 200 Seminaristen tat sich mit unserer kleinen Kommunität am Beginn sehr schwer. In seinem Heimatseminar hatte er in zwei Jahren einmal die Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch mit dem Regens. Jetzt sitzt er täglich bei fast allen Mahlzeiten mit dem Regens am Tisch. Auch in gemütlicher Runde zusammen zu sein, einfach im Büro vorbeikommen zu können und ähnliches

mehr – das war für ihn eine große Umstellung. Er war auch überrascht, über welche Themen ich mit ihm sprechen möchte. Es war für ihn ungewohnt, wozu und wie ich ihm Feedback gegeben habe. Dieses Beispiel hat mir gezeigt, wie sich die Rolle des Ausbilders verändert hat: Wir sind mehr Begleiter. Wir sind eher in der Funktion von Mentoren – ohne allerdings die Grenze zum Forum internum zu verwischen.

**LS:** Was hat sich noch verändert durch die kleinen Kommunitäten?

**Bentz:** Die Kommunikation ist direkter und unmittelbarer geworden. Da braucht es keine lange „Agenda“ zum Semestergespräch. Die Chance kleiner Ausbildungskommunitäten und überschaubarer Lerngruppen liegt darin, dass man sehr flexibel und weniger standardisiert auf Situationen und Entwicklungen reagieren kann. Das macht die Sache aber auch komplexer. Eine kleine Gemeinschaft ist auf ihre Art ein echtes Lernfeld für *Communio*. Das aber bedeutet umgekehrt einen anderen Anspruch an die *Communio*-Kompetenz der Ausbilder.

Ich möchte allerdings auch betonen: In einer kleinen Gemeinschaft gibt es Gefahren. Man kann zu sehr im eigenen Saft schmoren. Notwendige gruppendynamische Prozesse kommen manchmal nicht in Gang. Hier haben die Ausbilder eine besondere Verantwortung. Heute braucht es ein gutes, von einer vielfältigen *Communio* geprägtes Lernumfeld. Die pastorale Wirklichkeit erfordert mehr denn je die Fähigkeit, kooperativ mit den anderen kirchlichen Berufen zu arbeiten. Je früher man dies einübt, umso besser. Wenn *Communio* die Leitmetapher heutiger Priester- und Pastoralausbildung ist, dann müssen daran auch alle Überlegungen über Ausbildungsreformen anknüpfen.

**LS:** Ist die Idee der tridentinischen Seminarbildung in Deutschland am Ende? Welche Probleme und welche Perspektiven sehen Sie in der aktuellen Situation?

**Bentz:** Gerhard Schneider beschreibt in seiner neuen Publikation „Auslaufmodell Priesterseminar?“ die wechselvolle Geschichte der sogenannten tridentinischen Seminarbildung. Was wir landläufig als tridentinische Ausbildung bezeichnen, formte sich eigentlich erst im 19. Jahrhundert in den Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat aus. Es wirkt bis heute nach. Die Seminare wurden zu einer Art „klösterlicher Gegenwelt“ zu einer vom Geist der Aufklärung durchtränkten Welt. Ob man die geistliche Verlusterfahrung nach der Säkularisation durch die Schaffung solcher „Gegenwelten“ auffangen wollte? Angesichts der Säkularisierungsschübe, die wir als Kirche derzeit erleben, könnte es auch bei uns ähnliche Versuchungen geben. Erst kürzlich hatte jemand im Gespräch über die künftige Ausbildungsform eine Anleihe aus dem Fußballsport genommen und das Seminar als „Trainingslager“ für die angehenden Priester bezeichnet. Klingt gut, hat aber bei genauerem Hinsehen seine Probleme.

Bei allen Veränderungen hatte das Priesterseminar immer die Aufgabe, ausbildungsrelevante Prozesse zu ermöglichen, die ohne Seminar nicht ohne Weiteres erreicht werden können. So beschreibt es Gerhard Schneider. Dem stimme ich ganz zu. Bei allen Überlegungen, wie wir die Ausbildung gestalten, muss die erste Frage sein: Was bringen junge Männer heute mit? Wo brauchen Sie Förderung und Unterstützung, um kompetent, aber auch persönlich gereift und erfüllend ihre Berufung und Sendung leben zu können? Erst dann kann man fragen: Und in welcher Form können die Ziele optimal erreicht werden? Seminare zusammenzulegen und Kooperationen zu bilden, nur um mit ausreichenden Zahlen weitermachen zu können wie bisher, dem verweigere ich mich. Ich bin der Überzeugung, das Seminar hat sich nicht überlebt, es bleibt notwendig. Ich bin aber auch der Überzeugung, dass zu kleine Lerngemeinschaften problematisch sind. Da muss sich etwas ändern!

**LS:** Sie sagen, das Seminar hat sich nicht überlebt. Wozu braucht es denn heute ein Seminar?

**Bentz:** Heute als reife Persönlichkeit menschlich und spirituell erfüllend zölibatär zu leben, ist nicht leicht. Es ist sehr anspruchsvoll. Da geht es ja nicht einfach um Aszese und Verzicht. Es braucht eine echte und wirklich *eigene* Lebenskultur. Die fällt niemand in den Schoß. Die kann man auch nicht für sich allein erlernen. Dazu braucht es die Gemeinschaft Gleichgesinnter und ein unterstützendes Umfeld. Dann kommt dazu, dass heutige Seminaristen – wie ihre Generation überhaupt – doch sehr viel stärker vom Individualismus geprägt sind. Es gibt eine große Sehnsucht nach Gemeinschaft. Gleichzeitig ist es für sie nicht einfach, sich in eine Lern- und Lebensgemeinschaft wie das Seminar einzufügen. Genau hier hat das Seminar eine unverzichtbare Aufgabe zu erfüllen: Es geht darum, eine echte geistliche *Communio*-Kompetenz einzuüben. Sie ist für künftige Priester wichtiger denn je. Gleichzeitig gehört zu dieser *Communio*-Kompetenz die Fähigkeit, die eigene Sendung kooperativ mit den anderen pastoralen Berufen und mit den vielfältigen Charismen der Menschen in den Gemeinden zu leben. Das betont auch die neue Grundordnung, die der Vatikan kürzlich veröffentlicht hat. Die Seminarbildung muss also diese Dimension von *Communio* berücksichtigen. Und genau hier sehen wir, dass es einerseits das Seminar braucht, andererseits aber das Seminar auf keinen Fall ein geschlossenes Milieu bilden darf.

Auch in anderer Hinsicht hat das Seminar eine unverzichtbare Funktion: Die kirchliche und spirituelle Prägung der Alumnen ist sehr verschieden. Das Seminar ist ein Ort, an dem eine priesterliche Spiritualität erlernt werden soll, die auf eine lebendige, sehr persönliche Gottesbeziehung zielt und die Dienst und Alltag mit Liturgie und Gebet eng verknüpft. Eine propädeutische Phase vor dem Studium ist daher unverzichtbar.

**LS:** Zunehmend kooperieren Seminare unterschiedlicher Bistümer, schlicht und einfach aufgrund der geringen Bewerberzahlen. Ist die Einrichtung weniger, großer Priesterseminare wirklich ein Zukunftsmodell – oder gibt es auch Gründe, die für eine stärker ortskirchlich geprägte Ausbildung sprechen?

**Bentz:** Die Größe der Hauskommunität ist zwar ein wichtiges, aber kein ausreichendes Argument für eine zukunftsorientierte Ausbildung. Das Seminar dient der Identitätsbildung nicht nur für die Alumnen, sondern auch für eine Diözese. Nicht umsonst heißt es, das Seminar ist „das Herz der Diözese“. Hier werden Leitungsverständnis, Führungsstil, das pastorale Profil einer Diözese und ähnliches mehr geprägt. Es bilden sich enge Vernetzungen. Wenn das Seminar ein solcher Ort diözesaner Identitätsbildung ist, dann muss man sehr genau überlegen, wie solche Identitätsbildung aussehen kann und wo sie stattfindet, wenn es stärker zu überdiözesanen Kooperationen kommt. Hirten brauchen den Stallgeruch der Herde. Dazu gehört auch der „Stallgeruch“ der Ortskirche. Papst Franziskus wird nicht müde, das zu betonen.

Aber noch etwas anderes ist zu bedenken: Wenn diözesane Identitätsbildung und Seminar eng verknüpft sind, dann muss ein Seminar heute zugleich auch der Ort aller kirchlichen Berufe sein. In Mainz sprechen wir vom „Haus der kirchlichen Berufe“. Andere formulieren sogar, es bräuchte ein „Seminar des Volkes Gottes“. Bei uns hat die Ausbildung aller pastoralen Berufe in unterschiedlicher Weise im Seminar ihre Heimat. Wir legen größten Wert auf eine kooperative Ausbildung. Zugleich gilt es, bei allen Gemeinsamkeiten auch auf die klaren Unterscheidungen der jeweiligen Berufsprofile zu achten. Meine Erfahrung der letzten zehn Jahre ist, dass durch eine solche enge Kooperation die Berufsprofile nicht verwässert, sondern geschärft werden, sich zugleich aber ein gemeinsames Grundverständnis vertieft. Voraussetzung ist: Als Verantwortlicher muss man sehr bewusst an den Fragen des Verbindenden und des Unterscheidenden arbeiten. Und noch wichtiger: Alle an der Ausbildung beteiligten Dozenten und Lehrkräfte, Mentoren und Geistlichen Begleiter müssen dabei an einem Strang ziehen.

**LS:** Welche Herausforderungen nehmen Sie im Blick auf die Ausbildung der unterschiedlichen Berufsgruppen heute wahr?

**Bentz:** Ich hatte schon erwähnt, dass sich die Fragen nach dem Berufsprofil und der Identität ganz besonders stellen. Das hängt mit den Veränderungen unserer pastoralen Strukturen zusammen. Wie werden Gemeinde- oder Pastoralreferenten in die Leitungsverantwortung einbezogen? Wie verändert sich dadurch das Leitungs- und Rollenverständnis des Priesters? Was kommt zu kurz? Das sind wichtige Fragen.

Ich erlebe, dass auch die regelmäßige gemeinsame Feier der Liturgie der Ausbildung insgesamt eine gute und bereichernde geistliche Prägung gibt. Die

Liturgie wird gemeinsam von Auszubildenden der verschiedenen Berufe vorbereitet. Auch die liturgischen Dienste werden auf alle verteilt. Die Professionalisierung in unserer Seelsorge hat gerade in den großen pastoralen Räumen eine stärkere Differenzierung in den Zuständigkeiten zur Folge. Umso wichtiger wird es für alle kirchlichen Berufe sein, die eigene Teilzuständigkeit und Verantwortung immer so wahrzunehmen, dass alles auf ein Gesamt hin integriert werden kann. Diese Form des Dienstes an der Einheit wird mehr denn je eine entscheidende Grundhaltung künftiger Seelsorge sein. Das Wort der Bischöfe *Gemeinsam Kirche sein* unterstreicht dies ausdrücklich. Ein modernes Seminar und eine zukunftsorientierte pastorale Ausbildung müssen die künftigen Priester und pastoralen Mitarbeiter dazu befähigen.

**LS:** Der Blick auf den Nachwuchs für die Seelsorgeberufe zeigt vielerorts ein homogenes Bild: da fällt man schon auf, wenn man einen Undercut trägt oder tätowiert ist. So schön das für die Gruppendynamik ist: es engt die Kommunikationsfähigkeit der Kirche ein. Braucht die Kirche nicht unterschiedliche Typen? Und wenn ja: Wie lassen sie sich für einen solchen Beruf begeistern?

**Bentz:** Einerseits nehmen wir tatsächlich eine gewisse Milieuverengung bei denjenigen wahr, die sich auf einen kirchlichen Beruf vorbereiten. Glaubt man den Untersuchungen der verschiedenen Milieustudien, dann ist dies aber keine besondere Entwicklung bei den angehenden Seelsorgern, sondern auch ein Phänomen in unseren Gemeinden und tatsächlich auch ein gesamtgesellschaftliches Phänomen. Andererseits erleben wir innerkirchlich aber auch eine immer stärker werdende Pluralisierung. Ich habe keine Patentrezepte, die hier weiterhelfen. Es scheint mir aber wichtig zu sein, dass die Berufungspastoral diese Entwicklungen wahrnimmt.

Hier setzt für mich ein wichtiger Hebel an: Berufungspastoral ist nicht in erster Linie „Rekrutierung“ speziell auf geistliche Berufe hin. Berufungspastoral begleitet und unterstützt junge Menschen bei ihrer Suche, wie sie ihre grundlegende Berufung als getaufte Christen authentisch leben können. Dazu gehört die Frage: Was ist *mein* Charisma, um an der Sendung der Kirche mitzuwirken? Daher bin ich der Überzeugung: Diese Art der Berufungspastoral gehört in jede Firmkatechese, in den Religionsunterricht, aber auch in die Begleitung von FSJ-lern oder in die inhaltliche Arbeit der verbandlichen Jugendpastoral. Aber auch die Hochschuleseelsorge ist unter diesem Blickwinkel ein wichtiger Ort der Berufungspastoral. Das geschieht meines Erachtens zu wenig, denn gerade so könnten wir einer gewissen Milieuverengung entgegenwirken.

**LS:** Letztlich hängt die Existenz vieler Theologischer Fakultäten an der Ausbildung von Seelsorgerinnen und Seelsorgern. Das ist ja – jenseits institutioneller Auseinandersetzungen – erst einmal eine gute Idee. Welche Rolle spielt die universitäre Ausbildung aus Ihrer Sicht – und was wäre wünschenswert?

**Bentz:** Der Wissenschaftsrat hat der Theologie vor einigen Jahren ein gutes Zeugnis ausgestellt und zugleich wichtige Hausaufgaben mitgegeben: Das Proprium der Theologie soll im Kosmos der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen einer Universität eine größere Rolle spielen! Eine Theologie, die eng im Gespräch mit anderen Wissenschaften steht, entwickelt in den Herausforderungen unserer Zeit eine eigene Kompetenz und wirkt einer allzu starken Binnenkonzentrierung entgegen. Deshalb halte ich viel davon, wenn die Ausbildung kirchlicher Berufe an Fakultäten stattfindet, für die dieser Wissenschaftsdialog selbstverständliches Proprium ist.

Umgekehrt muss sich jede Theologische Fakultät bewusst sein, dass Priesterausbildung – aber auch studienbegleitende Ausbildungsstrukturen für die anderen pastoralen Berufe – dual konzipiert sind. Es braucht Raum und ausreichende Zeitfenster für außerhochschulische Lernmodule *parallel* zum akademischen Studium. Die Fakultäten haben hier ihre eigenen Sachzwänge. Das kann ich verstehen. Ich wünsche mir aber auch eine noch größere und noch bessere Abstimmung zwischen Fakultät und Ausbildungsverantwortlichen, um dieser dualen Grundstruktur in guter Weise gerecht werden zu können. Das ist im Übrigen auch ein wichtiges Anliegen der neuen vatikanischen Grundordnung.

**LS:** Diejenigen, die heute ihre Ausbildung absolvieren, werden in einer kirchlichen Zukunft arbeiten, für die es noch keine Bilder gibt. Was sollten sie lernen?

**Bentz:** Sie sollten lernen, sehr wache und kritische Zeitgenossen zu sein. Sie sollten den Menschen von heute in seiner konkreten Lebenssituation kennen und verstehen. Sie sollten wirklich gut studiert haben, um theologisch verantwortet Rechenschaft vom Glauben geben zu können in einer säkularen Welt. Da gibt man sich mit billigen Antworten nicht zufrieden. Sie sollten authentisch geistliche Menschen sein mit einer mystagogischen Kompetenz, um Menschen mit dem Geheimnis „Gott“ in Berührung zu bringen. Und noch ein entscheidender Gedanke: Weil keiner wirklich weiß, wie die pastorale Zukunft langfristig aussehen wird, muss Ausbildung heute mindestens so viel Wert auf den Erwerb von Schlüsselqualifikationen legen wie auf den Erwerb von Fertigungsqualifikationen. Dazu gäbe es noch viel zu sagen.

**LS:** Zum Schluss – ganz kurz: Wer heute Verantwortung für die Ausbildung trägt, ...

**Bentz:** ... muss in einem sehr speziellen Sinne „avantgardistisch“ sein.